Nummer 154 — Donnerstag, 5. Juli 1923

Berliner Familien-Zeitung

Die Flucht zu den Menschen

ROMAN VON HENNING DUDERSTADT

[15. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Gewiß, als es bekannt geworden war, daß die Mörder von Griesbach ehemalige Seeoffiziere waren, hatte Toppidi einen Aufsatz veröffentlicht, der die Gefahren der Mentalität des alten Offizierkorps für den jungen Volksstaat mit Schärfe analysierte und von Uebelwollenden in der Tat als Offiziershetze gedeutet werden konnte! „Du sprichst, wie du es verstehst", sagte er jetzt, „und ich stehe nicht an, zu sprechen, wie ich es verstehe. Wir sind im allgemeinen zusammengekommen, Frau Gräfin, um gut zu essen und zu trinken, über Hüh und Hott zu reden, Karten zu spielen, zu tanzen oder tanzen zu sehen, kurzum, uns zu amüsieren! Wenn Sie heute, Frau Gräfin, plötzlich anfingen, sich mit mir über ernste Dinge zu unterhalten, so geschah dies ohne Zweifel nicht aus Spaß, sondern in einer bestimmten Absicht. Meine politische Betätigung hat Sie irgendwie in Verlegenheit gesetzt oder kann Sie doch jederzeit in Verlegenheit setzen. Ich glaube Sie richtig zu verstehen, wenn ich unserm Gespräch Ihre Bitte entnehme, auf meine politische Betätigung zu verzichten."

„Gott sei Dank, daß es heraus ist", meinte die Gräfin Traugott und bemühte sich, unbefangen zu lächeln. „Und Sie tun uns doch den Gefallen!"

Lissy meinte zu fühlen, daß man vor dem Ende dieses mißvergnügten und uninteressanten Gespräches stand und setzte kategorisch hinzu: „Das ist doch ganz selbstverständlich, daß Fred seine Mätzchen aufgibt! Das sind doch Kindereien, über die sich erwachsene Menschen im Handumdrehen einigen."

Aribert wurde ganz Leutnant. „Dann wäre die Angelegenheit natürlich auch für mich applaniert."

Es fiel Karl Alfred allmählich wie Schuppen von den Augen: Diese drei Menschen da um ihn herum lebten in dieser Welt einzig als die Paradeschimmel dessen, was man „Gesellschaft" nannte. Ihr Benehmen, ihr Auftreten, ihr Handeln richteten sich nicht nach Gesetzen, die ihnen von innen heraus, aus der eigenen Brust her, geschrieben wurden, sondern nach Berechnungen, deren alleiniger Posten die Wirkung auf die Umwelt war. Ob er, Karl Alfred Toppidi, ethisch anständig oder unanständig handelte, war ganz gleichgültig. Ausschlaggebend allein war der Effekt auf Leutnant v. A., Geheimrat B. und die Baronin C. Wenn morgen die gleiche verflachte Oberschicht verabreden würde, den Kommunismus in irgendeiner persönlich ungefährlichen Form als „die einzig anständige Gesinnung" hinzustellen, würde die gleiche Gräfin Traugott sich über jeden erregen, der Hindenburg und Ludendorff öffentlich propagierte. Und diese ganze Inhaltlosigkeit wurde nur kaschiert durch ein selbstbewußt-anmaßendes Gebahren nach außen und die Fähigkeiten, nach den bestehenden Gepflogenheiten Messer und Gabel zu führen und oberflächliche Konversation zu machen.

Karl Alfred blieb sehr ruhig, als er jetzt sprach: „Liebe Lissy, Frau Gräfin, hier liegt ein Mißverständnis vor. Es ist ganz ausgeschlossen, daß ich mir, vor allem in meiner politischen Tätigkeit, durch irgend jemanden, wer es auch sei, Bindungen auferlegen lasse. Aribert weiß, daß ich als Offizier immer in der Opposition stand, bei meinen Vorgesetzten als unangenehmer Untergebener galt und aus meinen Ansichten beispielsweise über Soldatenbehandlung und Offizierspflichten nie ein Hehl gemacht habe."

„Das war doch ganz etwas anderes!" Aribert fuhr auf.

„Nein, es war schon damals die Opposition gegen das sogenannte wilhelminische System", sagte Toppidi sehr bestimmt. „Und genau so habe ich später als Soldatenrat gehandelt."

„Das warst du also auch", warf Aribert unwillig ein.

„Wie die Matrosen mit der roten Binde", wisperte Lissy nicht ohne Abscheu.

„Die trug ich und bin noch jetzt sehr stolz darauf! Und genau so ist heute die Republik nach meiner Ansicht die einzig menschenwürdige Staatsform. Republikanismus bedeutet für mich die Möglichkeit zur Selbstbefreiung von überkommenen und übernommenen Fesseln der Uniform und der Bureaukratie, und ich habe die feste Absicht, an diesem Freiheitskampf unseres Volkes unter Einsetzung meiner ganzen Person auch weiterhin mitzuarbeiten."

Er wußte, daß seine Worte vor allem nach dem, was er in den letzten Monaten wirklich getan und geleistet hatte, reichlich bombastisch klangen, aber er hatte die Ueberzeugung, zum mindesten unzweideutig sprechen zu müssen.

„Das ist ja grauenvoll", sagte Lissy de Nora und sah ihn fast ängstlich an.

„Man sieht in einen Abgrund!" Die Gräfin Traugott schüttelte den Kopf.

„Du willst also deine Hetze fortsetzen?" Aribert betonte das Wort Hetze.

„Ich habe nie gehetzt und werde auch in Zukunft nicht hetzen, aber ich werde die Wahrheit sagen."

„Deine Wahrheit bedeutet den Bruch mit jedem anständigen Menschen."

„Ich beabsichtige nicht, irgend jemandem lästig zu fallen." Karl Alfred riß sich zusammen. Unter allen Umständen das Gesicht wahren! „Frau Gräfin, ich vermag zu begreifen, daß Ihre besonderen Verpflichtungen es Ihnen peinlich machen würden, mit einem Menschen gesellschaftlich zu verkehren, der nun mal aus der Reihe tanzt. Sie wollen mir gestatten, mich heute feierlich zu verabschieden. Ich trage die Erinnerung an frohe Stunden durchs Leben, aber ich glaube nicht, daß nach dieser Aussprache solche Stunden sich wiederholen können."

„Herr Toppidi!" Die Gräfin sprach ohne jede Schroffheit, doch mit bewußter Distanz. „Ihr Verhalten macht Ihrem Takt alle Ehre."

„Und Lissy?" Eine gewisse Zärtlichkeit drang durch Toppidis Stimme. Er ahnte, was kommen würde! Sekt als einziges Bindemittel genügte nicht.

„Ich glaube, auch zwischen uns hat es heute geknackt." Lissy de Nora lächelte malitiös. „Die Unannehmlichkeiten könnten zu groß sein. Nachher kommt man womöglich in Schutzhaft."

Oder man wird auf der Flucht erschossen! Es lag Toppidi auf der Zunge, noch einmal den ganzen Streit aufzurollen.

Als Karl Alfred gezahlt hatte, stand er auf und küßte den Damen die Hand. Aribert verbeugte sich äußerst korrekt. Wie ein Leutnant im Offizierskasino, dachte Toppidi.

(Fortsetzung folgt.)

Die schwierige Prohibition

Das aufoktroyierte Gesetz — Der sinnlose Gang des Beamtenapparates

Gouverneur Smith, der Abtrünnige — Kein Referendum möglich

Es ist rührend und humoristisch zugleich festzustellen, daß im Herzen des Durchschnittsamerikaners die ewige Hoffnung besteht, daß man einmal doch den wachsenden Druck der die persönliche Freiheit hemmenden Gesetze loswerden wird. Diese Hoffnung sinkt und steigt mit der Flut und Ebbe der Begebenheiten, sie ist aber zu schwach, um den sehr gesetzesfürchtigen Amerikaner zu einem aktiven Vorgehen zu bewegen. Sie ist vielmehr zu einer Art kindlichen Glaubens geworden, daß irgend eine Vorsehung ihm endlich und schließlich einmal das Recht, als freier Bürger sein mäßiges Maß von Alkohol genießen zu dürfen, wieder in den Schoß werfen und eine Zeit kommen wird, wo er wieder sehen kann, was ihm beliebt, Stücke ansehen, die ihm gefallen, und seine Regierung und ihre Beamten kritisieren kann, wenn ihm dieses beliebt.

Besonders rührend ist sein kindlicher Glaube hinsichtlich des Verfassungszusatzes, durch den das Alkoholverbot eingeführt worden ist. Man hatte sich seiner Zeit dies Gesetz aufoktroyieren lassen, ohne recht zu wissen, was es zu bedeuten haben würde. Man weiß auch heute noch nicht recht, wie alles zugegangen ist, man glaubt auch heute noch, alles wäre eigentlich ein Scherz, und hatte nie und nimmer damit gerechnet, daß es einmal mit dem Alkoholverbot ernst werden würde. Man möchte das ganze Gesetz auch jetzt noch als Witz behandelt sehen und tut sein Bestes, es dazu zu machen, aber rechte Freude hat man nicht mehr daran. Denn es kommt dem Amerikaner langsam zum Bewußtsein, daß in diesem Falle das Spiel mit der Regierung zu etwas sehr Gefährlichem, vielleicht sogar Todbringendem geworden ist. Der gigantische Regierungsapparat in einem so großen Land, wie die Vereinigten Staaten ist eine Art Monstrum: hat dies einmal Leben und Macht erhalten, und ist es auf ein bestimmtes Ziel angesetzt worden, so reißt es die Dinge an sich, um sie sobald nicht wieder frei zu geben. Auch an die ihm von vornherein gesetzten Grenzen hält es sich dann auch nicht mehr. Und wie gemeinhin, so ist es auch im Fall der Prohibition, über welche Angelegenheit das Volk als Ganzes seines Meinung gründlich geändert hat, kaum mehr möglich, den Apparat, der für diese Angelegenheit geschaffen worden ist, in seinem sinnlosen Gang noch aufzuhalten.

So also ist es dem Amerikaner mit der Prohibition ergangen. Lange Zeit war sie der Gegenstand des Witzes. Nunmehr reagiert er auf die Witze mit saurer Miene. Man liest mit Mißbehagen, daß das Unwesen der Prohibition noch um sich greift, auch außerhalb der Grenzen der Union. Der Oberste Gerichtshof in Washington entscheidet, daß die transatlantischen Dampfer keinen Alkohol, auch unter Verschluß und sebst für den Bedarf der eigenen Mannschaft nicht in amerikanische Häfen einbringen dürfen; und sofort sinken die Hoffnungen auf eine Befreiung von der Prohibition. Als gegen diesen Entscheid die auswärtigen Mächte Protest erhoben, und ferner etwa das Schweizer Volk gegen eine weitere Einschränkung des Alkoholconsums votierte, wurde dies lebhaft und beifällig begrüßt. Aber damit hat man seine eigene Prohibition sich nicht vom Halse geschafft, auch dann noch nicht, wenn etwa der Gouverneur des Staates New-York, Smith, ein Gesetz unterzeichnet wonach sein Staat es ablehnt, in Zukunft die Bundesbehörde bei der Durchführung des Alkoholverbots zu unterstützen. Das Beispiel von New-York ist außerordentlich lehrreich. Wie andere Staaten, welche die Riesenaufgabe, die den Behörden des Schatzamts aus der Durchführung der Prohibition erwuchs, wohl erkannten und diese bei der Durchführung unterstützen wollten, hatte auch New-York ein Gesetz beschlossen, das die Staatsbehörden und besonders die Polizei zur scharfen Verfolgung aller Verstöße gegen das Prohibitionsgesetz und zur Unterstützung der Bundesbehörden verpflichtete. Der Gouverneur Smith, der nach Beschlußfassung der Legislatur seines Staates den Widerruf des Gesetzes gegengezeichnet hat, ist dadurch zum Helden der vielen, vielen „Nassen" (wets) geworden; man erhofft von seinem Beispiel sich Großes und manche meinen sogar, seine Popularität reiche aus, um ihn als Präsidentschaftskandidaten bei den nächstjährigen Wahlen aufzustellen.

Einstweilen bleiben das alles Wunschträume, die, was für den gesetzesfürchtigen Amerikaner nicht wenig bezeichnend ist, den unbewußten Konflikt mit seinem Gewissen wegen des gesetzlichen Verbotes, einen guten oder schlechten Tropfen zu genießen, abreagieren sollen. Aber die Hoffnung, der Prohibition von seiten der Einzelstaaten beizukommen, ist gänzlich vergebens. Diese können wohl den Bundesbehörden ihre Aufgabe erschweren, und sie zur Anstellung immer zahlreicherer neuer Agenten im Kampf gegen den Alkohol zwingen, was vielleicht ein zeitweiliges Sinken der Preise im illegalen Alkoholhandel, dem sogenannten „bootlegging", und einen etwas freieren Markt zur Folge haben kann, solange eben weniger Beamte für den Ueberwachungsdienst zur Verfügung stehen. Aber damit hat es sein Bewenden.

In gesetzlicher Beziehung bleibt die Prohibitionsfrage Problem und ungelöstes Problem, weil die große Masse der Wähler darüber nicht ins Klare kommen und zu einer Einigung kommen kann. Sie hat sich seiner Zeit, ohne dessen Folgen zu bedenken, durch das Verbot überraschen lassen, das sie sich jetzt gern vom Halse schaffen möchte. Aber für eine solche Aktion fehlt es an Führern, die das Odium eines Kampfes gegen die Auswüchse der Prohibition auf sich zu nehmen geneigt sind, oder im Gegensatz etwa zu der Schweiz an dem Mittel der unmittelbaren Befragung des Volks auf dem Wege des Referendums.

Virgil Jordan

Deutsch-Unterricht in den U.S.A.

Das Recht auf fremdsprachigen Unterricht

Der oberste Gerichtshof in Washington hat die in 21 Staaten der Union bestehenden Gesetze, die den fremdsprachigen Unterricht in den Schulen bis zum achten Schuljahr verbieten, für ungesetzlich erklärt, so daß künftig sowohl Einwanderer ihren Kindern Unterricht in ihrer Muttersprache erteilen lassen können, wie auch amerikanische Kinder schon in den ersten Schuljahren fremde Sprachen erlernen dürfen. Diese Gesetze waren unter dem Druck der Deutschfeindlichkeit in den Kriegsjahren und der Forderung nach „hundertprozentiger Amerikanisierung" zustande gekommen. Nach dem Entscheid der Mehrheit der Richter verstoßen die für illegal erklärten Gesetze der Einzelstaaten gegen die durch den vierzehnten Zusatz zur Verfassung garantierten persönlichen Freiheiten, wonach „kein Staat irgendeine Person des Lebens, der Freiheit oder des Eigentums ohne den gehörigen Gang des Rechts berauben darf". Was die hierdurch sichergestellten Freiheiten alles bedeuten, ist nie genau festgestellt worden. Im vorliegenden Falle haben die Richter sie dahin interpretiert, daß dadurch nicht nur Freiheit von körperlichem Zwang, sondern auch das Recht des einzelnen sichergestellt sei, „ein nützliches Wissen zu erwerben, seine Kinder, wie es ihm sein eigenes Gewissen diktiert, zu erziehen und allgemein jene durch das Gemeine Recht längst als wesentlich für das Glück freier Menschen gewährleisteten Freiheiten zu genießen".

„Die bloße Kenntnis der deutschen Sprache kann vernünftigerweise nicht als schädlich erachtet werden," erklärten die Richter. „Bis dahin hat man sie im allgemeinen als nützlich und wünschenswert betrachtet ... Der Schutz der Verfassung erstreckt sich auf alle, auf die, die mit Englisch auf der Zunge geboren sind, wie auch auf die, welche andere Sprachen sprechen."

Der Athlet

Oder: Furchtlos und — untreu!

Von Hektor Filling

„So," sagte Valeska Sturmhöfel, die schon vorm Spiegel stand, „nur noch ein bißchen Puder, dann bin ich gleich besser aufgelegt."

Osman, „der Tiger von Stambul", wippte nervös mit seinem Bambusstäckchen. „Wat Ihr Mächens mit det Schönemachen bloß for Tempo vertrudelt."

„Aber das muß doch sein, Schatzi!"

„Wir jefällste doch ohne Paste. Un die andern brauchste nich zu jefall'n", grunzte der Athlet.

„Das sagst du so. Wenn dir die andern über mich Elogen sagen, bist du doch zufrieden."

„Det tun se so wie so, sonst wer' ick deutlich."

„Laß man! Mir brauchste deinen Bizeps nicht erst zu zeigen. Wohin geh'n wir denn heute?"

„Ick bin for Tivoli. Da ha 'ck en paar Kadetten, mit denen ick noch 'n Ding austragen möchte. Paß mal uff, Valeska, wenn ick die bei de Westentknöppe fasse. Ick will die Brüder bloß jeraten hamm, det je ihre Knochen vorher numeriert haben. Heute jeh' ick off's Janze!"

„So wat seh' ick nu für mein Leben gern. Du bist und bleibst der Stärkste."

„Bin ick ooch! Jestern habe ick Jonny'n aus Buffalo mit eena Hand übers Jelände jewienert."

„Den dicken Jonny?"

„Vor mir is noch niemand mit ihm fertig jeworden. Det ha 'ck dir woll schon erzählt, wie ick bei Hagenbeck in den Löwenkäfig jeklettert bin?"

„Ich denke, das war dein Bravourstück mit dem Leoparden?"

„Leoparden hamm ooch schon dran jlooben müssen. Wat denkst du, wie ick so'n Raubtier mit einem einzigen Handschlag in die Ecke bolze? Hagenbeck hat jesagt: „Komm Se bloß wieder, junger Mann, janst muß ick meine janze Menagerie zumachen." Die Biester mir bloß seh'n und sich in den letzten Winkel verkriechen, det is det Werk von eene Viertelsekunde."

„Himmlisch, einen Menschen zum Geliebten zu haben, der überhaupt keine Furcht kennt!"

„Furcht? Ree, weeß ick janich, wie man det macht! Furcht haben bloß sämtliche andern. Ick könnte mir kaputt grienen, wenn ick sehe, wie jeder Leine zieht, wenn ick mir bloß in Positur stelle. Wirste jleich sehen, kleenet Dusselken, wenn ick der Kadetten ansichtig werde, wo ick uff meine Liste habe."

„Ich weiß, lieber Männe! Wie is es denn? Wollen wir uns gleich hier an den Tisch am Eingang hinsetzen?"

„Warum nich? Ah — ick rieche schon, det die Kerls, wo ick zu Brei schlagen will, hier in der Nähe sitzen. Kiefe bloß mal rechts ... da sitzt schon so'n Pschulle."

„Wo?"

„Großer Jott!"

„Was is dir denn? Du bist ja plötzlich ganz weiß! Um Himmelswillen, du zitterst ja!"

Der Tiger von Stambul (aschfahl und in größter Erregung): „Rühre dir nich! Rede nich! Mach keen Mucks!"

„Was denn? Wie denn? Was hast du denn?"

„Bleib sitzen! Ick jehe. Det mir ausjerechnet det passieren muß!"

Die schön gepuderte Valeska ist sprachlos. Ihr athletischer Hüne schleicht sich, schneller wie sie das Lokal betreten haben, und am ganzen Leibe zitternd nach dem Ausgang. Eine Sekunde später stürzt eine Dame in gesetzten Lebensjahren zornfunkelnd an den geräumten Platz. Ihre Blicke, mit denen sie die überraschte Valeska anblickt, sind Dolche.

„Na warte!" schreit sie. „Komm man erst nach Hause, oller Feigling! Mir sehn un ausreißen, is natürlich eins!" Und zu der verlassenen Schönen gewandt, keift sie mit überschnappender Stimme: „Ihnen werde ick's besorchen, Frollein, mir meinen Mann verführen! Ihnen jebühren von Rechts wejen jenau dieselbigten Backpfeifen, uff die sich der Ausreißer zu Hause jefaßt machen darf! Jawoll. Ihnen meen' ick, Sie anjemalte Zicke, Sie! Jumma det alte Lied: Angst, aba keene Besserung!"

Wenn's allen so ginge!

Grabtberaubungen sind seit dem Kriege keine Seltenheit mehr, doch ist das lichtscheue Gewerbe der „Guaqueros", wie der Südamerikaner die Berauber der Grabstätten nennt, zu allen Zeiten vorgekommen. In Paris, so berichtet der „Neustädter Kalender auf das Jahr 1786", wurde eine Dame in der Jakobiterkirche begraben, der man einen kostbaren Diamanten am Finger gelassen hatte. Ein Bedienter ließ sich in der Kirche einschließen und stieg in der Nacht in die Gruft, wo man den Sarg beigesetzt hatte. Er öffnete ihn, konnte aber, da der Finger geschwollen war, den Ring nicht abziehen, sondern sah sich, um zum Ziele zu kommen, genötigt, ihn abzuschneiden. Kaum aber hatte er das Messer angesetzt, als die im Sarge liegende Dame laut aufschrie. Der Bediente schrak, wie von der Tarantel gestochen, zurück und stürzte, ohne noch einen Laut von sich zu geben, rücklings zu Boden. Indes fühlte die Dame im Sarg ihren Schmerz am Finger. Es war eben Zeit zum Frühchor, und einige Mönche, die in die Kirche kamen, hörten das Gewimmer in der Gruft. Herbeieilend fanden sie die Dame lebend und den Bedienten regungslos. Die Lebende wurde nach Hause gebracht und erlangte ihre völlige Gesundheit wieder, der Leichenräuber aber war wirklich vor Schrecken gestorben.